

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 299.

Donnerstag, 23. Dezember.

1915.

(4. Fortsetzung.)

Die Frau auf Borg.

Humoreske von Otto Höfer.

(Nachdruck verboten.)

„Aber, Herr Snyder, ich trage doch nicht mehr Schuld, als etwa —“

„— als ich?“ ergänzte Snyder mit einem Vernichtungslächeln. „Das wollen Sie vermutlich sagen. Sie haben recht. Ich hätte mich nicht mit Idioten umgeben dürfen. Dieser Vorwurf bleibt mir nicht erspart.“ Wieder durchwanderte er den Raum. „Ich habe einen Ausweg!“ rief er dann plötzlich. „Ich werde Herrn Waltham in einer ausführlichen Depesche über den ganzen Irrtum aufklären. Ich will versuchen, Ihre Verschuldung so milde wie möglich auszudrücken, Hopfins“, unterbrach er sich wohlwollend. „Ja, ich will noch mehr tun. Ich werde mit dem Verhandlungsstenogramm über die Smithschen Engelninnen persönlich nachfahren. Der Westexpres geht um sechs Uhr; immerhin komme ich nur acht Stunden später in Madison an. Ich werde in meiner Depesche Herrn Waltham ersuchen, seinen Wagen dort anhalten und auf den Westexpres warten zu lassen. Der Wagen trifft ohnehin erst um zehn Uhr rechts ein, da verhandeln die Herrn doch nicht mehr. Sie werden einfach in Madison über Nacht bleiben und am nächsten Morgen die Fahrt gemeinschaftlich fortsetzen. Ich nehme Miss Elgin mit hierher zurück und, abgesehen von einer vorübergehenden Verstimmung, löst sich die Sache in Wohlgefallen auf. Ja, das will ich tun!“ sagte er feierlich. „Um Ihre Willen, Hopfins, weil Sie sonst ja ein ganz tüchtiger Beamter sind. Ich werde Herrn Walthams gerechten Unwillen zu befähigen wissen. Doch seien Sie in Zukunft — hm, weniger begriffstübig. Hätte ich mich nicht auf Ihr Nachdenken verlassen, würde ich natürlich die Situation sofort überschaut haben.“

„Selbstverständlich!“ Hopfins war ganz dank-erfüllt und eitel Sinaebuna, als ihm der Gefürchtete nun mit Gönnermine die Fingerhüte hinstreckte.

Als er aber die Tür zum Privatzimmer von außen zugemacht hatte, schielte er inarimig und sagte mit wahrer W-Lust, doch so leise, daß es von den übrigen Beamten keiner hören konnte: „Idiot!“ — womit er natürlich pflichtschuldigst nur sich selbst meinte.

3.

Lucy Elgin kam sich wie die verwunschene Prinzessin in einem Märchen vor. In der kleinen Heimstadt war ihr Leben einförmig genug verfloßen. Die Reise nach New York, die sie unternommen hatte, um sich dort eine Stellung zu suchen, war die erste einschneidende Veränderung in ihrem jungen Leben gewesen. Doch ihr Herz, all ihr Sehnen und Fühlen waren daheim bei ihren Lieben geblieben. Sie hatte auch in der Riesenstadt ihre schlichten Lebensgewohnheiten nicht geändert und hatte sich aus dem unfreundlichen, billigen Kosthaufe nur gewagt, um die taatägliche Saad nach einer Stellung abzuholpeln. Im übrigen hatte sie wie eine Schnecke in ihrem Haus gelobt, unberührt von dem gewaltigen Treiben der Metropole. Die an diesem Morgen einander überstürzenden Ereignisse hatten sie vollständig verwirrt gemacht. Sie stand mit wachen

Augen immer noch wie im Traum, auch als sich der Zug längst in Bewegung gesetzt hatte.

Mit Widerwillen dachte sie an ihre Herfahrt vor vier Wochen. Da war sie im gewöhnlichen Zuge gefahren, dem billigsten, den es überhaupt gab, Tag und Nacht hatte sie auf engem, unbequemem Sitz ausharren müssen, der Wagen hatte gestoßen und geschüttelt, daß ihr ganz übel geworden war. Kurz, es war ihr entsetzlich gewesen. Nun spürte sie das Fahren kaum, nicht die leiseste Erschütterung, kein plötzliches Stoßen oder Rütteln; nur das rollende Rädergeräusch und die blitzschnell an den Wagenfenstern vorüberhuschende Landschaft machten es ihr klar, daß sie überhaupt fuhr.

Sie stand noch zaudernd vor der offenen Tür, die zu ihrem Schlafzimmer führte. Ihr schwindelte. In diesem köstlichen Messingbett mit dem duftigen Spitzenhimmel darüber sollte sie schlafen! Ganz mechanisch trat sie an das breite, mormorne Waschbecken mit den silbernen Hähnen darüber. Sie erschraf ordentlich, als sie an diesen drehte und heißes Wasser dampfend in das Becken wallte. Zaghaft wusch sie ihre Hände und kühlte dann mit kaltem Wasser Stirn und Schläfen; es kostete sie förmlich Überwindung, sich des bereithängenden kostbaren Binnens zum Abtrocknen zu bedienen. In ihrem Elternhaus hatte früher ja auch Wohlstand geherrscht, ehe die schlimme Zeit gekommen war, doch solch köstliches Gespinnst je gesehen zu haben, konnte sie sich nicht enttinnen. Ganz zaghaft berührte sie den Seidenkamm der Portieren, den weichen Plüsch des winzigen Ecksofas, strich behutkam über den echten Krokodilbezug des Schaufelstuhlpolsters. Die Ausstattung dieses Raumes allein mußte ein kleines Vermögen gekostet haben. Der Verstand stand ihr still, dachte sie daran, daß sie auf dem Wege zu dem Besitzer all dieser Herrlichkeiten war. Von einem solchen Multimillionär konnte sie sich gar keine Vorstellung machen; der konnte doch nicht wie gewöhnliche Menschen sonst aussehen — und nun sollte sie gar in seiner Gegenwart arbeiten! Würde sie das auch fertig bringen? Eine Riesenangst schnürte ihr die Kehle zu.

Leise Schritte hinter ihr ließen sie umschauen. Der farbige Diener grinste sie freundlich an und meldete, daß aufgetragen sei. „Bitte, hier“, meinte er höflich, als sie mechanisch nach dem Salon zurückgehen wollte. Wieder schob sich em Eckspiegel zur Seite, und diesmal traten sie in einen luxuriös ausgestatteten Raum, der an Größe dem Salon nichts nachgab. Blumen in verschwenderischer Fülle, wohin sie auch blicken mochte. Zwischen den Fenstern zu beiden Seiten schmale, zierliche Glasschränke, an der einen Schmalwand ein kunstvoll geschnitztes Büfett mit einer Uhr darüber; Wände und Decken mit farbenprächtigen Gemälden von berühmter Künstlerhand geschmückt. Nun erst die Tafel selbst! Welch schimmernde Pracht an Gold- und Silbergeräten, leuchtenden Kristallen, köstlichen Fruchtstücken, gefüllt bis zum Rande!

Der schwarze Bursche lief geschäftig auf und ab; ein

Gang folgte dem anderen. Doch es bedurfte seines halb gutmütig vertraulichen, halb respektvollen Zuredens, um Lucy zum Zulassen zu bewegen. Sie lebte in beständiger Furcht, wohl gar dies schimmernde Tafeltuch zu beslecken, dessen wundervolles Gewebe anzustimmen sie nicht müde wurde.

Dann machte sich der Schwarze an einem der Wand-schränke zu schaffen; alsoauf ertönte eine süße Musik. Überrascht schaute Lucy auf und lauschte der lachenden Erklärung des Negers, der sie in der Handhabung der im Schrank untergebrachten Riesenspieluhr unterwies. Dann deutete er auf den winzigsten Flügel, welchen Lucy zu sehen und der, in einer Ecke des Speise-raumes aufgestellt, von ihr bisher ganz übersehen worden war. „Wenn Madam spielen wollen, im Schrank daneben sind viele Noten.“

Ob Lucy wollte! Sie konnte es kaum erwarten, bis der Schwarze die Tafel wieder abgeräumt hatte und verschwunden war. Sie liebte Musik leidenschaftlich und hatte seit dem Verlassen des Elternhauses keine Taste mehr berührt. Zuerst wagte sie kaum, sich vor das Instrument zu setzen. Kaum hatte sie jedoch mit einigen schüchternen Akkorden den in ihm schlummernden herrlichen Wohlklang entdeckt, da schwand auch ihre Befangenheit, und sie begann sich ganz dem Vergnügen des Spielens hinzugeben. Zuerst kamen Stücke daran, die sie auswendig mußte; dann faßte sie Mut und begann, die aufgeschäuftten Notenschäke anzuschauen. Ihr Herz klopfte höher, als sie entdeckte, daß all ihre Lieb-linge vertreten waren; zumeist klassische Musik, welcher sie leidenschaftlich ergeben war. Nun wich ihre Befangenheit vollends, und während der Erpreßzug durch die Weite dahinbrauste, verankert sie völlig in weltent-rückte Tonträumereien. Sie achtete nicht auf den Stundenflug; sie wurde es nicht gewahr, daß draußen schon lange die Dämmerung niedergesunken war. Es schien ihr im Gegenteil immer sonnenheller ringsum sie zu werden.

Erst als der Neger seinen Wiedereintritt durch dis-kretes Geschirrklopfen bemerkbar machte, ließ sie die Hände sinken, und betroffen bemerkte sie nun erst, daß inzwischen zahlreiche elektrische Deckenlichter angezündet worden waren, die im Raume taghellen Lichtglanz schufen. Nun spürte sie auf einmal auch herzhaften Hunger, und sie folgte der Einladung des Schwarzen, zum Abendessen wieder an der Tafel Platz zu nehmen. Hatte sie mittags nur zaghaft zugegriffen, so ließ sie sich die jetzt aufgetischten Speisen nun so besser schmecken. „Nein, ich danke, ich habe keinen Wunsch mehr für die Nacht“, beantwortete sie endlich eine dahinzieselnde Frage des wieder abräumenden Negers. „Ganz recht, ich klingle morgen, wenn ich Frühstück will.“

(Fortsetzung folgt.)



Wenn dein Gewissen im Trüben fischen geht, verschließt es sich selbst die Tür der Freiheit. Karl Feder.

Allerlei Kriegsgeschichten.

Es wird interessant sein, nach dem Krieg einmal genauer zu vernehmen, wie die gewaltigen Dinge unserer Zeit von Poeten und Schriftstellern unserer Gegner dargestellt wurden. Daß sich freilich diese ganze Welt recht seltsam und verschoben in ihren Köpfen ausmalt, daß man bei der Lektüre solcher Elaborate in einer übelriechenden Flut von Haß und Verleumdung zu waten hat, kann man jetzt schon nach manchen saftigen Proben der Wochen- und Sunnenliteratur sich deutlich vorstellen. Sicher aber dürfte auch, wenn man den rein künst-lerischen Maßstab anlegt, der Vergleich durchaus zu unseren Gunsten ausfallen. Unter der Masse von deutschen Romanen, Novellen, Skizzen, die ihren Stoff den Motiven des Kriegs entnehmen, findet sich viel Unbedeutendes, wenn auch Gut-gemeintes, viele geben patriotische Tiraden zum besten mit der Begeisterung des Spießbürgers, der selber den furchtbaren

Ernst der Zeiten kaum an seiner Person verspürt hat, eine kleine Schar von Literaten hat auch jetzt nicht ihr vornehmes Ästhetentum beiseite werfen können, versucht sich, die Gefühle im Schützengraben nach gewohnter Manier geistreich zu analysieren oder berauscht sich an Blut- und Grenelzigen in delikater Vollust. Aber daneben sind Dichter aufgetreten, die ganz schlicht aus ihrer starken Ergriffenheit heraus ge-stalteten, was ihnen die Not eingab, Kampfesjungen oder auch seelische Erlebnisse, vielen löste jetzt erst dieser mächtige Geist der Zeit die Zunge zu berebter Verkündigung.

Das Büchlein eines heimischen Dichters, Traugott Pils, sei hier zunächst gewürdigt. Er lebt unter uns als bekannter Arzt. Als Dichter hat er bis jetzt nur Weniges geschrieben, aber dieses Wenige war gut und bezeugte die Echtheit und Wahrhaftigkeit seiner Kunst, die ihre eigenen Wege ging, ab-seits von den Forderungen der Tagesliteratur, aber im innigsten Zusammenhang mit dem, was deutscher Geist und deutsches Gemüt verlangen. Wer sich an dem innigen, daseins-freudigem Humor, dem friedlichen Idyll seines Romans „Breite Nautenstrauch“ oder an den kraftvollen Ernst seiner Ostmarkengeschichte „Im bunten Haus“ erinnert, wird dieses Lob verstehen. Im Verlag der Hofbuchhandlung von Heinrich Staadt in Wiesbaden erschien seine neue Erzählung „Ein Reiterlied“. Villencrons bekanntes Gedicht kommt uns dabei in den Sinn, das Bilder des Friedens und des Krieges einandergegenüberstellt, die im Abendfrieden träumende und die von wilder Zerstörung zerrissene Landschaft. So wechseln auch hier die Bilder ab. Der Reiter, der draußen im Osten, in Masuren und Rußland, so Schreckliches erlebte, findet in der Heimat wundervolle Tage der Erholung, und das Idyll im Pfarrhaus bringt ihm eine beglückende Liebe. Alle guten Geister deutscher Naturfeligkeit schweben über dieser einfachen Liebesgeschichte, man denkt an Sturm oder auch an Raabe in seiner Frühzeit, ein guter Humor meldet sich an in den Ge-stalten der Pfarrersleute oder der Waldmühle, etwas von ver-sonnener Träumerei webt einen leichten Schieier darum. Auch das Furchtbare der Rückerinnerung an grell beleuchtete Kampfesjungen, an Blut und Wunden, wird so abgedämpft. Ganz eigenartig wirkt die leise stilifizierte, bisweilen zu rhytmischer Prosa sich steigende Sprache, die ohne Zwang auch das kleinste Fremdwort zu vermeiden weiß. Es ist nicht Lokalpatriotismus, wenn wir diese kleine Dichtung den feins-ten Schöpfungen unserer Tage zurechnen.

Klingen hier die verworrenen Töne des Weltkriegs nur aus der Ferne herüber, so führt uns Richard Segau in seinen neuen Kriegserzählungen „Sieg oder Tod“ (München, bei Georg Müller) mitten in das entsefelte Walten der dämonischen Kräfte hinein. Daß hier alles selbst erlebt ist, nicht wörtlich vielleicht, wohl aber in der freien dichterischen Zusammenfügung und Steigerung des Selbstgeschauten, fühlt man überall heraus. Glühende, nur mühsam gezügelte Leidenschaftlichkeit stand hinter dem Buch, mit markigen Strichen wird die Wirklichkeit hingeworfen, oft erscheint sie in ihrer ganzen ungebändigten Wildheit, immer aber so, daß der große Opfergedanken der Zeit mächtig ergriffen ist. Knapp, bisweilen atemlos, voll starker Plastik ist der Stil, das Pathos liegt in den Dingen selbst, so daß jede prahlische Rhetorik vermieden wird. Dämonische Kräfte, die jetzt erst dem Men-schengeist zu zerstörender Gewalt dienstbar gemacht wurden, stellt Friedrich Otto dar in den sieben Kriegsnovellen „Die fliegenden Pioniere“ (München, bei Georg Müller), die von gepanzerten Menschen und Maschinen erzäh-len, von kühn-phantastischen Flügen und Todesfahrten, von Tragödien, die sich in den Lüften und auf der See abspielen. Auch sie erheben sich durch kraftvoll erfasste Naturstimmungen über die virtuos geschilderte Wirklichkeit hinaus ins Reich der dichterischen Wahrheit. Ein neues Heldentum enthüllt sich hier, das vielleicht größer ist als irgend ein Heroismus seit Jahrtausenden, das aber nicht eitlem Ruhm dient, son-bern dem Opfergedanken für die große, heilige Allgemeinheit.

Kriegsdingungen verschiedenster Autoren, im ganzen 22 Stücke, vereinigte der von Richard Nieß herausgegebene Sammelband „Schicksal Krieg“ (München und Berlin bei Georg Müller). Er schließt sich an die schon vorliegenden Bände „Kriegsabenteuer aus alter Zeit“ und „General Tod“, Auf die Darstellungen aus vergangenen Zeiten folgt so, durch bedeutende Dichter vermittelt, der Blick in die eigene Zeit. Verschiedenartigste dichterische Temperamente kommen hier

in bunter Mannigfaltigkeit zu Worte, Dichter der älteren Generation, die noch aus der Zeit der Jahre 1870/71 wissen, was Krieg bedeutet, dann allgemein anerkannte Schriftsteller der Gegenwart, dann eben jene Jungen, die, in ganz anderen friedensseligen und friedenssträumerischen Anschauungen emporschweben, nun doch die furchtbare Wirklichkeit in ihrem Größten zu verstehen suchen. Künftige Zeiten werden so in dieser Sammlung sehen, wie unsere Dichter die Seele der Zeit faßten und darstellten. Klangvolle Namen sind hier vereint, Karl Hauptmann, Karl Bleibtreu, Wilhelm Schmidtborn, Rannig Lombrecht, Hans Kyser, Kurt Münzer, Richard Segau u. a.; ein herber Ernst in der Auffassung der Dinge herrscht vor, manches ist von bedrückender Schwere der Tragik, vielleicht wird eine andere Sammlung hier die Stimmung der Zeit in anderer Richtung ergänzen können. Wera von Bartels hat dem inhaltreichen Buch zehn stimmungsmächtige Bilder beigegeben.

Wieder anderen Charakter trägt ein weiteres Sammelbuch, das J. C. Porikly zusammenstellte. Es heißt „Der Sieg des Todes“ und umfaßt seltsame und phantastische Kriegsnovellen aller Zeiten und Völker (München und Berlin bei Georg Müller). Der Herausgeber hätte es wirklich nicht nötig gehabt, sich zu rechtfertigen, daß er auch fremdländische Dichtungen aus feindlichem Lande aufnahm. Ein so beschränkter Naturalismus, der sich gegen das Große und Gute des Auslandes eigenförmig verschließt, wird niemals bei uns Wurzel fassen, und ist auch in dieser Zeit nie von irgendwie maßgebender Seite aus verkündet worden. Wie die hier getroffene Auswahl gemeint ist, sagt der Titel, das Seltsame des Kriegs soll hier von besonderer Seite geschaut werden, phantastische, eigenartige Motive stehen im Vordergrund. Bedeutende Dichter wie Villon, Koltsoi, Maupassant wurden als zu bekannt nicht aufgenommen, dafür lohnte mancher Streifzug in entlegene Gebiete. Aus der Bibel stammt das Marterstück aus dem zweiten Makkabäerbuch, es folgt eine bunt-schillernde, vielfach groteske Geschichte aus der persischen Märchenammlung „Tausend und ein Tag“, chinesische, afrikanische Geschichten leiten über zu russischen, dann treten nordische Dichter auf, Strindberg, Björnson, Wilhelm Kraug, Sophus Michaëli. Französisches, Spanisches, Italienisches schließt sich an, sehr zeitgemäß ist das Bruchstück aus Swifts unsterblicher Gulliverjatrie vom Raub der feindlichen Flotte; die Sammlung schließt ab mit deutschen Stücken vom alten höfischen Epiker Konrad von Würzburg an über Schiller, Kleist und Steffens hinüber zu modernen Dichtern, Hanns Heinz Ewers, Gerhard Seeliger, Wilhelm Schäfer, Paul Hausmann. Nicht alles in dieser bunten Reihe ist erquicklich zu lesen, und es fragt sich, ob es nötig war, gerade in unserer Epoche, wo eine krankhafte Neigung zu wild grotesken Motiven in unserer Literatur überwunden werden muß, solchen Bestrebungen entgegenzukommen, jedenfalls aber ist die Auswahl geschickt getroffen und sehr lesenswert für solche, die das Künstlerische vom Stofflichen zu scheiden wissen. W. Löhnig hat in 10 Bildern die ganze Stimmungswelt zu deuten versucht.

K. P.



Aus der Kriegszeit.

Weihnachtskloden 1915!

Feierlich kündet der Glocken Klang
Weihnacht 1915 an!
Weittragend den Schall in die Welt hinaus,
Den Männern im Krieg, den Lieben zu Haus!

„Großes der Herr an uns hat getan!“
Künden sie lauter denn je uns an,
„Er“ war mit uns — trotz der Feinde Schar,
Die siegreich bezwang der deutsche Kar!

Millionen von Söhnen Deutschlands im Streit
Zum zweitenmal in der Weihnachtszeit,
Vorn Feinde, auf Schiff und im Unterstand,
Gedenkend der Lieben im Vaterland.

Das trauforgend' Weiß und die Kinderlein
Im Geiste sie seh'n leben im Kerzenschein,
Geschmüdet den Baum mit schwarz-weiß-rot Band,
Als Zeichen der Liebe fürs deutsche Land.

Schwer ist's für die Braven, der Heimat fern
An diesen Tagen, doch tragen sie gern
Stets alle Entbehrung hoffnungsvoll
Um Deutschlands Frieden, Macht und Wohl.

Ehre den Tapfern, deren Blut mußte fließen!
Die Helden für Deutschland ihr Leben ließen!
Herr, stärke die Hinterlassenen heut'
Und gib ihnen Trost beim Glockengeläut.

Wenn wieder Weihnachtskloden klingen
Und „Ehre sei Gott in der Höh“ wir singen,
Dann „Frieden auf Erden“ soll laut erschallen,
„Gott und den Menschen zum Wohlgefallen!“

Vogesen, 18. Dezember 1915.

Karl Berner.

Kriegsweihnachten — das Fest unserer Kinder. In zweifachem Sinne soll das kommende Kriegsweihnachtsfest ein Fest unserer Kinder sein, da wir Erwachsenen es nun doch einmal nicht so sorglos wie in schönen ferneren Friedenszeiten feiern können. Unsere Kinder, eigene und fremde, haben ein Unrecht darauf, daß ihnen die Tage der Jugend, nicht ohne zwingende Not verkümmert werden, denn aus dem Born einer glücklichen Kindheit sollen sie stärkenden Trank schöpfen für ein ganzes langes, oft recht schweres Leben. Deshalb gehören zu einem festlichen Weihnachtsfest neben dem flimmernden Christbaum und all den praktischen Dingen, die ihnen Elternliebe aufbaut, auch ein paar, wenn auch bescheidene Gaben der Liebe: also ein paar Spielsachen, eine Puppe, ein Pferdchen, ein Bilderbuch für die Kleinen, ein Märchenbuch, Werkzeugkasten und anderes für die größeren Kinder. Dann aber soll unser Kind nicht nur nehmen, sondern es soll auch geben, so weit es in seinen Kräften steht. Keine Zeit des Jahres ist wie die Weihnachtszeit geeignet, das kindliche Gemüt zu bereichern und zu vertiefen, die kostliche Saat echter Nächstenliebe und warmen Mitleids in die empfängliche Kinderseele hineinzusenken und sie reich an edlen Tugenden zu machen für ihr ferneres Leben. Das sollte jede Mutter wissen und an ihren Lieblingen solche Erziehungsarbeit tun. Sei es, daß sie die Kinder anregt, Weihnachtsgaben, die sie selbst unter Opfern ihrer Sparpfennige und unter Aufgebot ihrer Geschicklichkeit angefertigt haben, an andere zu verschenken, an ärmere Kinder, oder daß sie ihnen nahelegt, aus den reichen Schätzen, die ihnen die Liebe der Eltern aufgebaut, dies oder jenes auszuwählen, um es dem weniger oder gar nicht beschenkten Kinde im Hinterhaus oder in der Dachkammer zu bringen. Allerdings muß bei solcher Beeinflussung der an sich meist nicht großen kindlichen Gebefreudigkeit sehr zart zu Werke gegangen werden. Das Kind muß so geben, als ob es überhaupt nicht beeinflusst worden wäre, sondern aus sich selbst heraus den Entschluß, zu schenken, gefaßt hätte, und es darf auch nicht etwa die Sachen als Geschenke auswählen, die ihm nicht gefallen, weil sie schon gebraucht oder gar zerbrochen oder nicht nach seinem Geschmack sind und, was wohl das Wichtigste ist, es muß das Schenken nicht als eine Tugend oder einen Verdienst seiner selbst empfinden, sondern es muß geben aus dem Gefühl heraus, andere ebenso glücklich sehen zu wollen wie es selbst ist oder sein möchte. Der kindliche Egoismus wird sich freilich manchmal gegen diese Art des Schenkens sträuben; da hilft denn am besten das gute Beispiel der Eltern oder erwachsener Geschwister, und wenn das Kind erst einmal erfahren hat, wie selig herzliches, selbstloses Geben macht, dann wird es nie mehr dieses Gütesbewußtsein missen wollen, und Eltern und Kinder werden dauernden Genuß aus solcher Weihnachts-erziehungsarbeit haben.

M. Matthies.

Kriegssehen und das beste Alter zum Heiraten. Zu dem vielen durch den Krieg aufgeworfenen sozialen und volkshyologischen Problemen gehört in England in erster Reihe die für den Inselstaat sehr wichtige Frage der Kriegsschließungen und ihrer Folgen auf das Wirtschaftsleben und die Gesundheit des Volkes. Der Krieg hat in England eine Hochflut von Geschlektungen hervorgerufen, die in psychologischen, noch häufiger aber in finanziellen Umständen ihre Ursache hat. Die psychologische Seite der Angelegenheit, die den Völkern aller Kriegführenden gemeinsam sein dürfte, wurde von Lady Randolph Churchill, der Mutter des ehemaligen Marineministers, und zahlreichen anderen führenden Frauen der Londoner Gesellschaft bereits des öfteren unter großer Anteilnahme der Öffentlichkeit in Zeitungen und Zeitschriften erörtert. Es ist begreiflich, daß junge Leute, die ins Feld ziehen, vorher ihre Bräute zu Frauen machen wollen, und es ist ebenso verständlich, daß die jungen Mädchen

durch die Abreise ihrer Freunde und Kameraden in die gefährliche Ungewißheit des Krieges sich leichter und schneller zur Eheschließung entschließen als in gewöhnlichen Zeiten. Dazu kommt auch die Einwirkung der Romantik, die stets eine Begleiterscheinung von Kriegen war. Wichtiger und bezeichnender als diese Momente war und ist in England die finanzielle, also rein praktische und berechnete Seite der Frage der Kriegseheschließungen. Da das in England herrschende Rekrutierungssystem naturgemäß darauf angewiesen ist, mit hohen „Angeboten“ zu arbeiten, um einigermaßen günstige Erfolge zu erzielen, setzt die Regierung den Frauen der Heeresangehörigen während der Kriegsdienstzeit ihrer Männer verhältnismäßig hohe Renten aus, die monatlich zur Auszahlung gelangen und in demselben Verhältnis und aus denselben Gründen sind auch die Pensionen, die den Frauen der gefallenen Soldaten und Offiziere ausbezahlt werden, sehr reichlich bemessen. Darum beruht die fortwährende Zunahme der Kriegseheschließungen in England zum großen Teile auf praktischen Interessen, die von der spekulativen Bevölkerung sozusagen zu einem eigenen System ausgebildet wurden. Während zu Beginn des Krieges und auch noch im Verlaufe des ersten Kriegsjahres die Kriegsehen aus Gründen der Rekrutierung und aus der Notwendigkeit, für genügenden Nachwuchs für die spätere Friedenszeit Sorge zu tragen, von Regierung und Presse außerordentlich empföhlen und gefördert wurden, macht sich jetzt in denselben offiziellen und publizistischen Kreisen eine gegenteilige Stimmung und Bestrebung immer mehr bemerkbar. Auch fürchtet man die gesundheitschwächende Wirkung des oft ziemlich wahllosen englischen Kriegshochzeitskammels auf die zukünftige Volksentwicklung. Eine für die englischen Verhältnisse bezeichnende und auch allgemein interessante Beleuchtung dieser Fragen unternimmt ein Londoner Arzt in der letzten Nummer der „Daily Mail“: „Der Procentsatz der im Kriege Gefallenen oder dauernd Verwundeten ist im allgemeinen kaum höher anzunehmen, als daß wir in der Statistik der männlichen Bevölkerung um mehr als vier Jahre zurückgeworfen werden. Darum ist das wahllose Heiraten ohne vernünftige Berücksichtigung der Altersfrage, wie es gegenwärtig bei uns üblich ist, schon vom rein volksgesundheitlichen Standpunkt als gefährlich zu bezeichnen. Wenn die Ehe den für das Volkswohl nötigen Zwecken entsprechen soll, muß die Mutter unbedingt körperlich und geistig völlig erwachsen sein. Die allzu junge Mutter verfügt nicht über die Fähigkeit und die Erfahrung, die erforderlich sind, um das Kind vor den mannigfachen Gefahren der ersten Lebensjahre zu bewahren. Außerdem fehlt dem allzu jungen Mädchen die Erfahrung zur allen Überlegungen entsprechenden Wahl des Mannes. Andererseits ist es auch gefährlich, wenn die Eheschließung in zu reifem Alter erfolgt. Die Kinder zu reifer Mütter können oft den Anforderungen des späteren Lebens nicht in genügendem Maße entsprechen. Darum ist es gerade in der gegenwärtigen Zeit des bei uns herrschenden Kriegsheiratskammels von hoher Wichtigkeit, die Altersfrage zu berücksichtigen, wenn nicht eine Lage geschaffen werden soll, die die Folgen des Krieges in den ersten Jahren des künftigen Friedens härter macht, statt sie so schnell wie möglich auszugleichen. Die vielfach angestellten Untersuchungen haben ergeben, daß als das günstigste Alter für Frauen zur Eheschließung die Jahre 23, 24 und 25 anzusehen sind. Nicht diesen Altersstufen sind noch die Jahre 21, 22, 26 und 27 als günstig zu bezeichnen. Angängig, aber weniger gut ist das Alter von 20, 28, 29, 30 und 31 Jahren. Unerwünscht vom Standpunkt des Volkswohles ist das Alter unter 19 und über 35 Jahren. Männer und Frauen, denen ihr eigenes und das Wohl des Landes am Herzen liegt, sollten gerade jetzt diese wichtigen Punkte beobachten.“

Der erste Schneesturm auf Gallipoli. Neben den noch und nach eingetandenen militärischen Gründen, die die englische Kriegsführung zwangen, die trotz äußerster Anstrengungen erfolglos gebliebenen Angriffe auf die Dardanellenenge auf ein Minimum zu beschränken, spielten auch die Wetterverhältnisse an den Dardanellen eine Rolle von wesentlicher Bedeutung. Im Sommer heiß und trocken infolge der Wüstenwinde, sind die Dardanellen und ganz besonders die in das Meer vorgestreckte Landzunge der Halbinsel von Gallipoli, die die eigentliche Kampfbasis der englisch-französischen Operationstruppen bildet, im Winter heftigen, kalten Stürmen und außerordentlich intensiven Schneefällen ausgesetzt. Was

sich in England die einsichtigen Kenner der Verhältnisse vorhergesagt hatten, ist nunmehr eingetroffen: der erste Schneesturm ist über Gallipoli dahingebraust, und wenn nicht die Ereignisse auf dem Balkan eine überhaupt zweckmäßige Weiterarbeit der Alliierten vor den Dardanellen unmöglich gemacht hätten, so würde das Weihnachtswetter auf Gallipoli gemühen, das Vordringen gegen die Türken bis zum nächsten Frühjahr illusorisch zu machen. Wie die Londoner Zeitungen berichten, ist der erste winterliche Schneesturm auf Gallipoli überraschend schnell aufgetreten und von außerordentlich fühlbarer Heftigkeit gewesen. Die Berge von Gallipoli sind mit Schnee bedeckt, und ihre weißen Kuppen leuchten weit hin als ein Zeichen der Unantastbarkeit der türkischen Macht auf den Dardanellen. Die Temperatur ist über Nacht gefallen, und die Engländer und Franzosen, unter denen sich sehr viele nicht widerstandsfähige dunkle Kolonialsoldaten befinden, werden von der Kälte beunruhigt. Das Wasser der Suvlakai ergoß sich in die englischen Schützengräben, und die Stellungen der Angreifer wurden an verschiedenen Orten unterspült. Viele Transportschiffe und Wachboote der Engländer wurden durch den Sturm vernichtet. Die Seeverbindung der gelandeten Truppen mit der Munitions- und Proviantbasis wurde unterbrochen. Mehrere Post- und Hilfstransporte gingen verloren oder wurden vorläufig abgetrieben. Das Wetter hat sich gegenwärtig wieder beruhigt, doch sind nach den Meldungen des Berichterstatters der „Daily News“ im Januar und Februar noch heftigere und somit gefährlichere Schneestürme auf Gallipoli zu erwarten. Diese Stürme erfordern für die Expeditionstruppen eine ganz neue Ausrüstung, die bisher noch nicht fertiggestellt werden konnte. Auch die Frage der Versorgung mit Munition und Proviant gerät in neue, schwer zu überwindende Schwierigkeiten. Zu den großen Erfolgen im Osten, die die Weiterentwicklung des Krieges in ein neues, den Alliierten höchst ungünstiges Licht rücken, gefüllt sich der Schneesturm von Gallipoli als ein bedeutsames Wahrzeichen der Natur, als ein Weihnachtsgeschenk für unseren neuen Wund im Orient.

Mazedonien und Mazedonier in der Weltgeschichte. 22 Jahrhunderte sind ins Land gegangen, seit Mazedonien zum erstenmal eine Rolle in der Weltgeschichte spielen konnte. Es waren die Zeiten König Philipps und Alexanders des Großen, die zuerst auch die Idee eines Weltreiches im modernem Sinne verwirklichten. Die Abgeschlossenheit des wilden Berglandes mit seinen tiefen fruchtbaren Tälern hat Reste der alten Bevölkerung ohne Slawisierung durch die Jahrhunderte erhalten. Noch heute lebt in den „Komitasschis“ jenes trotzig Selbstbewußtsein, das einst am Hypobasis in Indien ihren Hoerkönig Alexander zur Umkehr zwang. Die heutige Durchsetzung des Landes mit starken bulgarischen Elementen ist eine Folge der späteren politischen Entwicklung dieses Teils der Balkanhalbinsel. Nach den Zeiten der römischen Eroberung, als das Land als Operationsbasis gegen Vorderasien in den mithridatischen, armenischen und persischen Kriegen eine militärische Vorzugstellung genoss, wurde es seit etwa dem 7. Jahrhundert während der Völkerwanderung von bulgarischen Scharen besiedelt, hat auch eine Zeitlang zum großbulgarischen Reiche unter den gewaltigen Zaren Schischmun I. und Kirum gehört und bildete sonst ein „Thema“ (Militärprovinz) des byzantinischen Reiches. Als solche hat es den Byzantinern den größten ihrer Kaiser, Basilio II., und manche anderen bedeutenden Herrscher der „mazedonischen Dynastie“ geschenkt; eine Kaisertochter aus mazedonischem Blute, Kaiser Ottos schöne zweite Gemahlin Theopheno, zog an den deutschen Hof. Überhaupt haben die Mazedonienkaiser gern freundschaftliche Beziehungen zum Deutschen Reiche gepflegt, dessen Herrscher u. a. vieles aus dem byzantinischen Hofzeremoniell übernahmen. Während der kurzen Zeit des lateinischen oder fränkischen Kaisertums, nach der Eroberung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer 1204 erstanden überall deutsche und fränkische Ritterburgen, deren Adel später verarmte und mit den vornehmen Bulgargengeschlechtern die Führerschaft des Volkes bildeten. In der „orientalischen Frage“ spielte Mazedonien besonders seit dem Krimkriege eine große Rolle, da seine Komitasschis und Freischärler den Diplomaten nur zu oft einen Strich durch die Rechnung machten. Die letzten Balkankriege brachten nur eine provisorische Lösung der „mazedonischen Frage“, die jetzt erst die siegreichen bulgarischen Waffen zu einer endgültigen gestatten werden.